

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

herausgegeben von
Friedrich W. Busch und Hans-Joachim Wätjen

In der Reihe **Oldenburger Universitätsreden** werden unveröffentlichte Vorträge und kürzere wissenschaftliche Abhandlungen Oldenburger Wissenschaftler und Gäste der Universität sowie Reden und Ansprachen, die aus aktuellem Anlass gehalten werden, publiziert.

Die **Oldenburger Universitätsreden** werden seit 1986 herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich W. Busch, Institut für Erziehungswissenschaft 1, und – bis zur Nummer 124 – Ltd. Bibliotheksdirektor Hermann Havekost, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität.

Die Veröffentlichungen stellen keine Meinungsäußerung der Universität Oldenburg dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die jeweiligen Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

Anschriften der Herausgeber:

Prof. Dr. Friedrich W. Busch
Institut
für Erziehungswissenschaft 1
Postfach 25 03

26111 Oldenburg
Telefon: 0441/798-4909
Telefax: 0441/798-2325
e-mail:

friedrich.busch@uni-oldenburg.de

Ltd. Bibl. Dir. Hans-Joachim Wätjen
Bibliotheks- und Informationssystem
der Universität Oldenburg
Postfach 25 41

26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-4000
Telefax: 0441/798-4040
e-mail:

waetjen@bis.uni-oldenburg.de

Redaktionsanschrift:

Oldenburger Universitätsreden
Bibliotheks- und Informationssystem
der Universität Oldenburg
z.H. Frau Barbara Síp
Postfach 25 41

26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-2261
Telefax: 0441/798-4040
e-mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de

Nr. 139

Henning Scherf

**Region Nordwest
und die Rolle der
Hochschulen**

2003

VORWORT

Die feierliche Eröffnung des Akademischen Jahres an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg ist inzwischen zu einem festen gesellschaftlichen Termin für die Mitglieder der Universität und mehr noch für die Repräsentanten des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens der Stadt und Region geworden. Die Region war denn auch das Thema des Festvortrages, den am 11. Oktober 2002 der Bremer Bürgermeister und Präsident des Senats der Freien Hansestadt Bremen, Dr. Henning Scherf, hielt.

Während Konrad Schily im gleichen Rahmen zwei Jahre zuvor die Regionalisierung und Globalisierung als Herausforderung für die Universitäten der Zukunft thematisiert hatte (Universitätsrede Nr. 128), stellte Henning Scherf die notwendige Zusammenarbeit der Hochschulen im Nordwesten in den Mittelpunkt seiner leidenschaftlich vorgetragenen Rede. In der ihm eigenen Rhetorik und mit dem starken Selbstbewusstsein des Bremers, der das Umland „umarmt“, nicht um es zu vereinnahmen, sondern um Kräfte im Wettbewerb der Regionen Europas zu bündeln, plädierte Henning Scherf für einen starken Ausbau der Zusammenarbeit zwischen Bremen und Oldenburg.

Dabei seien die Hochschulen wichtige Motoren für die Zukunft der Nordwestregion. Scherfs Vision und seine konkreten Vorschläge zur künftigen Kooperation der beiden staatlichen Universitäten, aber auch der privaten International University Bremen und der Fachhochschulen in der Region, machen deutlich, dass wir trotz aller Fortschritte der Zusammenarbeit, wie dem Hanse Wissenschaftskolleg, der Hanse Law School und gemeinsamer Studiengänge erst am Anfang stehen. Das gemeinsame Potential ist bei weitem noch nicht ausgeschöpft.

Gerade im Wettbewerb um die besten Köpfe und um Drittmittel müsse viel enger als bisher kooperiert werden, um erfolgreich zu sein. Der Nordwestraum brauche eine „gemeinsame große Zukunftsperspektive“ auch für die engere Kooperation von Wirtschaft und Wissenschaft.

Henning Scherfs leidenschaftliches Plädoyer für ein Miteinander der Hochschulen in Nordwest schließt selbstbewusst: „...**wir haben die Entwicklung vor uns.**“ Allen aufziehenden finanzpolitischen Gewittern aus Südost trotzend, wollen sich die Herausgeber der Oldenburger Universitätsreden seinem Optimismus gerne anschließen.

Oldenburg, im März 2003

Hans-Joachim Wätjen

HENNING SCHERF

Region Nordwest und die Rolle der Hochschulen

Sehr geehrter Herr Präsident, lieber Herr Grubitzsch,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

herzlichen Dank, dass Sie mich zu Ihrer schönen Eröffnungsfeier zum Beginn des Akademischen Jahres eingeladen haben. Ich finde das gar nicht selbstverständlich. Dass wir uns gegenseitig einladen und uns anhören, ist der erste Schritt zur Zusammenarbeit. Und darum freue ich mich ganz besonders, dass Sie die Initiative ergriffen haben. Ich bin gerne gekommen.

Ich will in drei Abschnitten versuchen, mich mit dem Thema auseinander zu setzen. Wieso eigentlich regional? Wieso kommen wir plötzlich alle auf die Region? Zweitens will ich etwas darüber sagen, was wir uns in Bremen denken. Im dritten Teil meiner Rede will ich möglichst viel über unsere gemeinsame Perspektive sagen. Ganz besonders meinen Kollegen, den Oberbürgermeister, möchte ich bei dieser Veranstaltung an mein Herz drücken. Er soll keine Angst haben, dass ich ihn erdrücken und vereinnahmen will. Ich langer Kerl gehe dafür gerne in die Knie, möchte einen Beweis dafür ablegen, wie wir miteinander auch in Zukunft umgehen müssen: In Augenhöhe und alter Freundschaft, als eine Art Vorbild, an dem sich alle ein Beispiel nehmen können und sagen „Wenn Sie das können, können wir das vielleicht auch.“

I. Europa und regionale Identität

Also warum Region? Wieso ist das plötzlich die Antwort auf alle Fragen? Überall hören Sie Region, Regionales. Es ist meine feste Überzeugung, dass die Regionalisierung unserer Arbeit, unserer Politik und unserer Kommunikation die richtige Antwort ist auf die Entgrenzung unserer nationalstaatlichen Räume. Wir merken das doch. Europa wächst und wächst und wächst. Wir stehen kurz davor, weitere 10 Mitgliedstaaten in die EU aufzunehmen. Es ist einfach etwas Unvorstellbares. Ich hätte mir in der Nachkriegszeit nie vorgestellt, dass das einmal möglich sein sollte, dass diese ganzen alten Feindseligkeiten, diese vielen Millionen Toten, diese entsetzlichen Opfer alle einmal verwunden und überwunden werden können – einfach indem wir die Grenzen überwinden und uns plötzlich in einem gemeinsamen großen Europa wiederfinden. Das ist die große Botschaft. Wenn man aber diese neuen politischen Herausforderungen und Dimensionen den Menschen verständlich machen will und nichts verloren gehen soll, dann kann man nicht allein und ausschließlich nach Brüssel gucken und denken, die werden das schon machen, die Beamten und die Abgeordneten und die paar Kommissare, die werden das schon richten. Nein, die richtige Antwort auf die Erweiterung unserer europäischen Räume und Dimensionen ist, dass wir ganz viel Regionalidentität dagegen stellen und einbringen müssen. Die Identifikation mit Europa hängt entscheidend davon ab, ob die Menschen wirklich merken, dass sie mitgenommen werden oder ob das an ihnen vorbeigeht. Nicht hier zwischen Oldenburg und Bremen können Sie dies am wirkungsvollsten diskutieren, sondern die Katalanen und die Madrienos geben uns ein besseres Beispiel. Die hassen sich wie die Pest. Oder machen Sie sich das am Verhältnis von Basken und Madrienos oder den Iren in Nordirland und den Engländern klar. Sie alle haben große Differenzen, sind aber alle wunderbare Europäer. Da wollen sie sich von niemandem überholen lassen. Wenn man dort einmal war und mit den Menschen Freundschaft geschlos-

sen hat, dann weiß man: sie sind ehrgeizig und bereit, ihren Beitrag für Europa zu leisten.

Ich denke manchmal: der Krieg in Jugoslawien wäre gar nicht erst ausgebrochen, wenn das Land zuvor EU-Mitglied gewesen wäre. Dann wären in Europa diese kulturellen und ethnischen Unterschiede friedlich ausgetragen worden, ohne dass man zur Waffe greift und den anderen umbringt und sagt: Ich mache hier erst einmal ethnische Säuberungen, bevor ich überhaupt leben kann, bevor ich überhaupt anfangen kann. Ich bin fest davon überzeugt, dass dieses große Europa Identität stiftende regionalisierte Erneuerung braucht. Wir müssen uns in den Regionen um die Zustimmung und das Mittun der Menschen bemühen. Wir müssen überzeugen und sagen: Wir brauchen Euch. Dies erreichen wir nicht alles nur über Beamte und die Führungsetagen in Banken und Unternehmen. Die Regionalidentität ist gefragt: Wir müssen die Menschen mit ihren Talenten und ihren eigenen Beiträgen dabei haben. Ihre unterschiedliche regionale Kultur macht dieses Europa reich und stark. Und es ist dann eben nicht nur eine Wiederholung der US-amerikanischen Einigungsbemühungen, sondern etwas ganz Neues, dass in diesem riesigen Europa mit seinen unterschiedlichen Völkern, Kulturen und Religionen beides nebeneinander existieren kann: die Gemeinsamkeit und die Regionalidentität. Dies klingt jetzt sehr kulturell und sehr intellektuell, ist aber ganz konkret gemeint. Da wo man mitmacht, da wo man sich einlässt, da wo man z. B. sein Geschäft aufmacht, da wo man seine Arbeit sucht, da wo man sich zusammensetzt mit anderen, da wo man Projekte entwickelt, da wo man sagt, ich will mit meiner eigenen Leistung dabei sein – da wächst Identität. Das ist vergleichbar mit den zwei Seiten einer Medaille: Das Entgrenzen der nationalstaatlichen historischen Erfahrung in diesem neuen, großen, friedensstiftenden Europa einerseits und andererseits das Erneuern regionaler Identität.

Wir hier im Nordwesten sind eigentlich prädestiniert, um so etwas wie Regionalidentität zu entwickeln. Das sage ich nicht

nur als Bremer Bürgermeister und Präsident des Senats, sondern das kenne ich genau so vom niedersächsischen Kabinett. Also wenn mein lieber Freund und Kollege, Sigmar Gabriel, hier wäre, würde er temperamentvoller und volksnäher, als ich das sein kann, genau das gleiche sagen: „Wir müssen versuchen, uns in diese regionale Philosophie hinein zu denken.“ Darum hat sich Niedersachsen in drei große europäische Regionen aufgeteilt. Und dieser Nordwesten ist eine große europäische Region, die eben Wille der niedersächsischen Landespolitik ist und nicht eine Phantasie des großenwahnsinnigen Bremer Bürgermeisters. Sie ist eine gemeinsame Idee, eine gemeinsame Kraft, ein gemeinsames Ziel, um hier zusammenzuwachsen und in diesem großen Europa etwas Identifizierbares an der Küste zu schaffen.

Ihr müsst nicht immer auf die Niedersachsen, Braunschweiger, Göttinger oder Berliner hören, sondern Ihr müsst das selber machen und Eure eigenen Kräfte mobilisieren. Das finde ich genau richtig. Ich nehme diese Antwort nicht nur als eine kurzatmige, mal eben so opportunistisch gesagte zwischenzeitliche Politik, sondern ich nehme das als die nächste große Perspektive. Und darum wäre es falsch, wenn man sich nicht daran beteiligt und sagt: „Lass’ es an uns vorbeirauschen. Die kommen schon wieder zurück.“ Nein, ich habe eher den Eindruck, wer das nicht versteht, ist der zukünftige Verlierer, der meldet sich praktisch aus der Entwicklung ab. Das ist nicht besonders intelligent und ratsam.

II. Zur Rolle Bremens in der Region Nordwest

Jetzt will ich versuchen, erst einmal über uns zu reden, damit Sie erfahren: Was bringen die eigentlich ein? Viele von Ihnen waren in der Vergangenheit sehr skeptisch und haben gesagt: „Die mit ihren Schulden und mit ihren Arbeitslosen. Um Himmels Willen, lasst die bloß vom Acker. Die können uns eigentlich nur Last und Mühe bringen. Was nützt uns das?“

Ich bin nun seit zwei Legislaturperioden Präsident des Bremer Senats und kann insbesondere für diese Zeit sagen: wir haben uns vorgenommen wieder auf eigene Beine zu kommen. Dabei werden wir innerhalb des Landes, aber auch vom Bund sehr unterstützt. In den letzten acht Jahren haben wir durch unser ehrgeiziges und ungewöhnliches Investitionsprogramm in jeder Legislaturperiode etwa 4,5 Milliarden investiert. Für ein so kleines Land wie Bremen eine beachtliche Summe. Dies wollen wir bis zum Jahr 2030 verstetigen. Momentan sind wir weit über 2010 hinaus schon in der Planung, weil wir sagen: Investitionen muss man langfristig, und nicht nur in Legislaturperioden rechnen. Unsere Hafeninvestitionen rechnen sich erst im Zeitraum von 47 Jahren; denn es gelingt niemandem, einen Hafen in sieben Jahren rentabel zu machen.

Für solche Rieseninvestitionen braucht man einen langen Atem, sonst geht das nicht. Wir trauen uns das zu und machen das, denn wir setzen auf Wachstum. Und: Unsere Investitionen sind, wenn man genau hinsieht, fast alle auf die Region angelegt. Wachsen können wir in der Infrastruktur, also durch Hafenausbau. Das ist nun auch besonders naheliegend, dass ich über Hafenausbau rede, weil das unsere Hauptader ist. Wir stoßen in der nächsten Legislaturperiode beim Ausbau unserer Häfen aber an die Landesgrenze. Dann ist Schluss. Dann können wir Verkehr haben, wie wir wollen, in Bremen gibt es keine Erweiterungsoptionen mehr. Wir müssen also aus Existenzgründen nach Niedersachsen und wir wollen das auch. Das ist nicht einfach nur eine Schnapsidee, sondern das ist eine Schlüsselfrage für den Fortbestand und die Zukunft unserer gesamten Hafenwirtschaft, auch wenn bei uns viele alte Hafenernehmer sagen: „Müssen wir nach Niedersachsen, das haben wir doch noch nie gemacht. Es war doch immer unser ehernes Gesetz, dass wir in unseren eigenen Landesgrenzen bleiben.“ Wir wissen, das geht nur zusammen mit unseren niedersächsischen Nachbarn und wir wollen das fifty-fifty finanzieren. Das kleine Bremen will die Hälfte der Investitionen aufbringen. Und die Hoffnung der niedersächsischen Landesre-

gierung, dass das privat finanziert wird, bleibt eine Hoffnung. Es wird am Schluss darauf hinauslaufen, dass wir beide fünfzig-fünfzig die Infrastrukturkosten finanzieren müssen. Und wir nehmen das an, wir machen das und erklären das auch unseren Leuten, dass wir dort Steuergelder investieren, die manche natürlich lieber in Schulen und Kindergärten und überall investieren möchten. Sie wissen das. In Oldenburg muss man nicht lange ausführen, was man alles in die kommunale Infrastruktur investieren könnte, um die Wünsche der Bürger zufrieden zu stellen. Trotzdem setzen wir gemeinsam auf den Tiefwasserhafen, denn das ist eine Schlüsselinvestition in Wirtschaftswachstum, Arbeitsplätze und Steuerkraft.

Aus dieser Ankerinvestition ergibt sich eine große Zahl von schienen-, auto- und wassergebundenen zusätzlichen Verkehren, und natürlich sind das alles Regionalverkehre. Dies wäre nicht möglich, wenn man sich nicht für die Region einsetzt. Es wird übrigens alles auch so in Oldenburg sein. Es ist klar, keiner kommt um Oldenburg herum: Es wird natürlich die ganze Oldenburger Wirtschaft, die ganze Oldenburger Infrastruktur mit einbezogen und gestärkt werden müssen.

Der zweite Schwerpunkt betrifft das Ausweisen von Gebieten: In Bremen sind wir damit knapp. Wir können überhaupt nicht anders, als uns mit unserem niedersächsischen Umland auf gemeinsame Gebietserschließungen zu einigen. Wir müssen Ausgleichsflächen haben. Wir können doch nicht das ganze Land zubetonieren. Wenn wir mit der Flächenpolitik nicht an Grenzen stoßen wollen, müssen wir uns mit unserem Nachbarn verständigen. Und das hat auch gemeinsame Gewerberschließung zum Ziel. Das machen wir inzwischen. Ich habe vor ein paar Wochen in Cloppenburg den „ECO-Park“ mit eröffnet. Wir Bremer haben die ganze Entwicklung mitfinanziert. In Cloppenburg, in Südoldenburg, im Oldenburger Münsterland, wo man „schwarz“ ist wie die Nacht. Das wissen Sie doch alle. Und da kommen nun wir Bremer und sagen, wir könnten das zusammen machen, und die wollen das. Die wis-

sen, dass mit ihrer großen Agrarindustrie Grenzen erreicht sind, die sie nicht mehr überschreiten können, also müssen sie etwas anderes suchen und tun sich mit uns zusammen. Ist doch klar. Und das muss nicht da unten enden. Das kann richtig weitergehen. Ich bin fest davon überzeugt, dass wir lernen müssen, gemeinsame Flächen zu erschließen und dann die Gebiete miteinander neu zu verzahnen. Im regionalen Entwicklungsprogramm, das beide Landesregierungen beschlossen haben und das Grundlage der regionalen Entwicklung ist, sind weit über hundert Projekte identifiziert und inzwischen von beiden Parlamenten und Landesregierungen und – soweit ich weiß – von allen zuständigen Gemeinderäten und Landkreisen beschlossen. Mit dieser Grundlage der regionalen Entwicklung sind wir auf dem richtigen Weg. Man muss prämiieren und auszeichnen, denn wer sich daran beteiligt, der muss eine Priorität bekommen – wer sich dem verweigert, hat ein Problem. Das gilt übrigens auch für Europa. Wer in Europa nicht mehr mit regionalisierter und plausibilisierter Planung kommt, der kann nach Hause gehen. Der bekommt keine Mark mehr.

Der dritte Schwerpunkt liegt bei Forschung und Entwicklung. Diese alte Hansestadt konnte sich in der Vergangenheit eigentlich nie so richtig mit der Universität anfreunden. Die Kaufleute im frühen 19. Jahrhundert haben sogar eine Universität geschlossen weil sie sich sagten: „Was brauchen wir die? Die können wir vergessen, ist sowieso nur teuer.“ Die Gründung unserer Universität gestaltete sich ebenso schwierig wie bei Ihnen. Der Wirtschaft ging es anfangs schlecht und sie beteiligte sich nicht. Jetzt arbeiten Universität und Bremer Wirtschaft wunderbar zusammen und sind sich in ihrem Schwerpunkt einig.

Wir müssen diesen Motor für die regionale Entwicklung ganz prominent ausstatten und dürfen um Himmels Willen nicht einbrechen und sagen: „Kommt demnächst wieder.“ Stattdessen müssen wir die Gestaltungs- und Entwicklungskraft, die gerade über Forschung und über qualifizierte Hochschulausbil-

dung möglich ist, nutzen. Sie kennen das alles. Inzwischen ist sehr viel Geld langfristig gebunden und die Universitäten lassen sich auf langfristige Planungen und Planungssicherheit ein. Inzwischen haben wir das Globalhaushaltsprinzip: die Landesregierung schließt mit den Hochschulen Kontrakte, nicht nur über eine Legislaturperiode, sondern längerfristig und sagt: „Wir sichern Euch über die nächsten zehn, fünfzehn Jahre eine feste Finanzierung zu. Auf dieser Basis könnt Ihr Eure Umstrukturierung organisieren und Eure Schwerpunkt- und Personalpolitik sowie Eure Forschungsschwerpunkte entwickeln.“ Das klappt. Das ist übrigens viel effizienter als früher, als irgendwelche schlaunen Beamten in der Zentrale saßen und sagten: „Dieser Hochschullehrer stört, den wollen wir mal streichen, der ist nicht mehr ‚en vogue‘.“

Die Selbstverwaltungskompetenz der Hochschulen zu stärken, ist eine wirksame und effektive Maßnahme. Ich bin fest davon überzeugt, dass das, was wir da machen, richtig ist. Es gibt überhaupt keinen Anlass, zu argwöhnen, dass die Hochschulen sich irgendeinen Jux daraus machen und sich nur bequem einrichten. Ganz im Gegenteil. Es wird dort sehr genau abgewogen, was wächst – was wächst nicht, was geht – was geht nicht, was kann man aus einer frei werdenden Stelle machen. Das geht mit Sicherheit bei Ihnen genau so wie bei uns. Und es hat dazu beigetragen, dass sich die Hochschulen entwickelt haben und nicht geschrumpft sind. Und das Tolle ist: die Industrie und die Wirtschaft machen mit. Bei unserem Technologiepark ist überhaupt kein Platz mehr. Wir haben jetzt Probleme, uns ins Grüne auszudehnen. Wir haben eine Riesennachfrage. Die Firmen wollen die Nähe zur Hochschule, die werben damit, dass sie direkt neben den Instituten sind. Sie versuchen die Studenten mit ihren Diplom- oder Doktorarbeiten einzubeziehen oder sogar mit zu finanzieren. Früher ein völliges Tabu, ist die Praxisrelevanz für die heutige Studentengeneration unverzichtbar – die 68er drehen sich jetzt alle in ihren Rotweinkellern um, die hielten das früher für Gift. Das ist doch eigentlich das Vernünftigste und Umsichtigste, was

man als junger Erwachsener machen muss: Seine akademische Ausbildung immer auch auf den beruflichen Teil zu konzentrieren. Das ist wunderbar. Die Firmen machen mittlerweile Jagd auf Köpfe und nicht auf preisgünstige Grundstücke.

Die Bürgermeister, die meinen, sie könnten Betriebe mit verschenkten Grundstücken ködern, die schießen zu kurz. Das ist 50er Jahre-Politik. Heute geht es darum, dass man kompetente Mitarbeiter bekommt, die ihre Firma voranbringen und Produkte entwickeln, die nachgefragt werden und gewinnbringende Preise erzielen. Das alles ist viel wichtiger als eine einmalige Grundstückssubvention, die schließlich nur kurzfristig greift. Ohne Übertreibung kann man sagen, dass die Universität ein Magnet für Betriebe geworden ist. Das gleiche gilt übrigens noch viel dramatischer für unsere Privatuniversität, die wir mit Wirtschaftsförderungsmitteln gegründet haben. Keine Mark aus unserem Uni-Haushalt ist abgezweigt worden. Stattdessen hat unser Wirtschaftssenator den richtigen Aufhänger für die amerikanischen Firmen, die vielleicht in den europäischen Markt wollen, entwickelt. Mit Grundstücken kann man doch einen Texaner nicht nach Deutschland lotsen, da lacht der doch. Den kriegen Sie nur, indem Sie ihm ein gewisses Heimatgefühl vermitteln. Eine amerikanische Universität, wo die amerikanischen Studenten ihren Master-Abschluss oder ihren Bachelor machen können, da fühlen sie sich zu Hause und machen – hoffentlich – ihren reichen Vater, Onkel oder Mäzen auf unsere erfolgreiche Privatuni aufmerksam. Manch einer wird vielleicht hier seinen Platz finden, um sich selbständig zu machen. Der Erfolg gibt uns recht: dies ist ein Wirtschaftsförderungsprojekt, für dessen Erfolg große Anstrengungen unternommen und viel Geld investiert wird.

Momentan kämpfen wir um den Science-Park: wir machen ernst mit den Ansiedlungen von Hightech-Unternehmen, von Systemhäusern, die diese Nähe suchen und die diese Nähe wollen. Genau so denkt die Hochschule. Ihr lieber Freund Roland Mönch ist an den Flughafen gegangen. Er hat jetzt ein

neues schönes Institut am Flughafen, vis-a-vis der Ein- und Aussteigeabfertigung, weil er weiß: Ich werbe mit diesem Projekt und kann damit erfolgreich Standort-Werbung betreiben. Ich bin fest davon überzeugt, dass die Investition in Wissenschaft, in Forschung, in qualifizierte Ausbildung ein ganz großer Motor für die Region ist.

III. Zur Zusammenarbeit und Zukunft der Hochschulen im Nordwesten

Jetzt will ich aufhören, über Bremen zu reden. Stattdessen werde ich mehr über unsere Gemeinsamkeiten reden. Die Frage ist, was wir hier gemeinsam entwickeln können und wie wir die Universitäten, Hochschulen und wissenschaftlichen Einrichtungen nutzen? Ich habe vorhin schon kurz aufgezeigt, dass wir schon ein paar Paradebeispiele haben. Ich war selbst als Wissenschaftssenator sehr engagiert und habe zusammen mit Helga Schuchardt das Wissenschaftskolleg nach Delmenhorst gebracht. Die Leute haben uns ausgelacht. Nach Delmenhorst, in eine alte Arbeiterstadt. Da sind doch gar keine wissenschaftlichen Milieus, dahin kann man doch niemanden einladen, das ist doch etwas ganz Fremdes, die kommen doch nicht. Doch es klappt. Und es hat einen besonderen Charme, dass das die niedersächsische und bremische Wissenschaftsverwaltung zusammen macht und die Gemeinde beim Grundstück mitgeholfen hat. Es ist ein ganz deutliches Zeichen in dieser alten Industrie- und Arbeiterstadt, dass die Zukunft über Wissenschaft und Forschung geht. Das kann man ganz schlichten Leuten vermitteln, die das gar nicht glauben, die sagen: „Die futtern doch nur unsere Steuern auf.“ Ihnen kann man entgegnen: „Nein, da wird an der Zukunft gearbeitet – damit unsere Region eine neue Perspektive erhält.“ Ich bin fest davon überzeugt, dass das eine richtige Entscheidung war und sich künftig noch erfolgreich weiterentwickeln wird.

Das zweite Paradebeispiel ist das gemeinsame Projekt von Oldenburg und Bremen: die Neurokognition. Es ist eine Wissenschaft, die über die Technik, Physikalität und Physiologie zu neuen und bahnbrechenden Erkenntnissen kommt. Gemeinsam entwickeln wir dieses unvorstellbar große wissenschaftliche Feld, das sich früher nur auf die intellektuelle Frage beschränkte. Inzwischen sind wir hier bundesweit richtig gut und werden von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert, weil wir das zusammen machen. Das ist wichtig. Im übrigen ist das Wissenschaftszentrum ebenfalls stark beteiligt: Herr Roth ist einer der Motoren auf diesem Feld und hat auf diese Weise ein Kolleg in unsere Region geholt. Das ist ein Aufhänger, der dann den nächsten nach sich zieht und an dem man dann erkennen kann, da kommt Geld aus Töpfen, die wir sonst nie erreichen würden. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft zu erreichen und deren Finanzierungsweisen bedarf großer Anstrengung und bedeutet eine gewaltige Aufwertung der eigenen Universität, weil man in der Konkurrenz zu allen anderen Universitäten und wissenschaftlichen Einrichtungen der Bundesrepublik steht. Da wird nichts verschenkt oder aus Freundschaft vergeben, sondern es findet ein harter Wissenschaftswettkampf statt. Prämiert wird nur der Beste.

Das dritte Projekt ist ebenfalls schrittmacherverdächtig: die Oldenburger und Bremer haben zusammen mit Groningen die „Hanse Law School“ entwickelt. Es hat lange gedauert, bis man es bei allen platziert hat, aber nun läuft es. Jetzt haben wir eine zusätzliche europäische Qualifikation für deutsch- und niederländischsprachige Juristen, Jura-Studenten und -Studentinnen, die nach meiner Einschätzung – ich bin ja nun auch Jurist und Justizminister – sehr attraktiv und zukunftsfähig ist: eine Chance, sich beruflich weiter zu qualifizieren. Gelungen ist uns dies vor dem Hintergrund einer gemeinsamen, langjährig angelegten Regionalisierung, sozusagen ein Gemeinschaftsprojekt der Universitäten und unserer niederländischen Nachbarn.

Ich erinnere mich, wie wir vor 15 Jahren die Evaluation angefangen haben. Das war unsere Wende. Wir wollten unsere „studentenbewegten“ Professoren von ihrem schlechten Ruf, ihrer sogenannten „FAZ-Resonanz“ herausholen. Wie macht man das? Man muss sich hoch renommierte Professoren suchen, die einem die Arbeit evaluieren und dann sagen: „Bitte sehr!“ Und das ging am besten mit Ausländern. Das ging am besten mit denen in Groningen. Die sind überall hineingekommen und haben sich die Vorlesungen und Seminare angehört. Dabei haben sie die wissenschaftlichen Arbeiten gründlich und systematisch durchgesehen. Übrigens machen sie das bis heute. Es hat gewaltig geholfen, diese Gründungssorgen, Mühen und Lasten offensiv zu bearbeiten. Wir sind Teil der europäischen „Scientific Community“. Wir sind genau so wie die anderen und haben bewiesen, dass wir etwas leisten können. Kein Student und keine Studentin braucht einen Bogen um uns zu machen. Die kriegen hier wunderbare, international angesehene, hoch renommierte Ausbildung. Das ging am besten in dieser nachbarschaftlichen Zusammenarbeit, das ging am besten mit unseren Groninger Freunden. Inzwischen haben die Hamburger und Kieler, aber auch die in Rostock und Greifswald nachgezogen.

Angefangen hat das hier bei uns: damit meine ich immer Oldenburg und Bremen. Die Göttinger haben das immer noch nicht geschafft. Das müssen Sie sich einmal überlegen: Hier im Norden sind sich die Universitäten nahe, trotz unterschiedlicher Ländereinbindung. Näher als die Universitäten innerhalb Niedersachsens, die doch aufgrund ihres gemeinsamen Ministeriums besser koordiniert sein müssten. Doch dort gibt es größere Distanzen: Bevor ein Oldenburger Professor seine Konzepte mit einem in Göttingen abstimmt, kommt der drei-, viermal eher auf die Idee, das mit einem Kollegen in Bremen oder Groningen abzustimmen. Und das ist gut so. Ich empfinde das als Fortschritt, als eine Stärkung unserer Region, unserer speziellen Lage hier im Nordwesten.

Was stelle ich mir vor? Ich stelle mir vor, dass wir unser Netz von Universitäten, Fachhochschulen, wissenschaftlichen Instituten, wie z. B. die „Max-Planck“-Institute, so entwickeln, dass wir in unserer Region an vielen Plätzen universitär vertreten sind. Darum ist mir das mit der Metropole auch gar nicht so sympathisch, weil ich das immer wie einen Wettbewerb empfinde. Es ist viel besser und gewitzter, dies zusammen zu meistern: Gemeinsam unsere Talente zu entwickeln, einzubringen und dann gemeinsam zu optimieren. Es ist schädlich, den anderen in neidischer Konkurrenz immer auf die Füße zu treten und zu sagen: Im Augenblick weiß ich, dass ich besser bin. Das hilft überhaupt nicht. Diese Sichtweise ist engstirnig und nicht zukunftssträchtig. Es hindert uns, uns anzunähern und unsere Rolle in Europa aufzunehmen. Ich glaube, wir können in Europa nur wahrgenommen werden und uns nur durchsetzen, wenn wir lernen, dort qualifiziert gemeinsam aufzutreten. Und zwar mit guten, inhaltlich abgestimmten Konzepten, die die Arbeitsteiligkeit vorleben. Ich kann mir vorstellen, dass unsere Hochschulen ihre Schwerpunkte miteinander beraten, damit wir Parallelentwicklungen vermeiden. Stattdessen sagen wir: Die einen machen das, die anderen machen das. Immer schön fair, immer schön geben und nehmen. Nicht: Der eine zieht den anderen über den Tisch und die in München lachen sich ins Fäustchen. Immer: Was geht am besten, damit jeder wachsen und seine Identität entwickeln kann. Ich kann mir vorstellen, dass wir gemeinsame Berufungskommissionen entwickeln, die das dann auch ein Stück personalpolitisch begleiten und konkretisieren. Ich kann mir vorstellen, dass wir Fachbereichsberatungen gemeinsam machen. Ich habe z. B. in Bremen seit 15 Jahren ein kostenloses Perspektivenlabor, das aus Hochschullehrern besteht. Einer der besten von ihnen ist Professor Siebel aus Oldenburg. Er kommt immer extra von Oldenburg nach Bremen gefahren. Wir lieben ihn richtig, weil er so kreativ, kompetent und einfallsreich ist. Er hat den „Emscher-Park“, diesen wunderbaren, sensationellen Nordrhein-Westfalen-Park, gestaltet. Ich bin glücklich, wenn er da ist. Es ist völlig selbstverständlich und mühelos, dass wir das

gemeinsam machen. Da wird noch nicht einmal gezahlt, da wird nur kommuniziert und beraten. Das kann man ganz intensiv entfalten. Dabei haben alle Teilhaber dieser Hochschulen unterschiedliche Perspektiven entwickelt.

Ich fange bei den Studenten an, weil sie eigentlich die Grundlage von Hochschulen sind. Das wissen die Universitäten und befinden sich in einem steten Kampf, gute Studenten zu bekommen. Einige Fachbereiche sind in Deutschland bedroht, weil ihnen die Studenten ausgehen. Das Ministerium schaut nicht ewig zu, wenn die Hochschullehrer sagen: „Ja, dann haben wir keine Studenten und darum können wir nicht unterrichten, aber das Geld bitte sehr muss am 1. auf dem Konto sein. Wir überlegen, ob wir ein bisschen mehr forschen.“ Die Studenten sind schon so etwas wie ein Lackmus-Test. Kriege ich meine Studenten, kann ich belegen, dass ich nachgefragt bin? Der Kampf um die Studenten wird nur dann gewonnen, wenn wir vielschichtige und neue Konzepte anbieten. Das erlebe ich auch mit dem Internet. Wir werben im Augenblick systematisch und professionell um internationale Studenten. Das war früher genau anders herum. Früher haben sie alle Angst gehabt, wenn Menschen aus Afrika kamen. Heute freuen wir uns, wenn das die richtig klugen Köpfe sind. Damit stehen wir in Konkurrenz zu anderen internationalen renommierten Universitäten, wie z. B. Harvard. Wenn der Student kommt und sagt: „Ich habe ein Stipendium in Harvard“, dann sagen wir: „Wir legen noch einen drauf.“

Wir wollen zusammen mit unseren guten Studentinnen und Studenten belegen, dass hier ein Platz ist, wo es lohnt, sich darauf einzulassen. Zusammen können wir diese Agenturen betreiben. Wir haben Profis in den USA, Lateinamerika, Osteuropa und Asien, die für uns arbeiten und beobachten: Wo sitzen eigentlich die klugen Studenten? In den USA gibt es keine internationale Schule, in der nicht ein von unserer Privatuniversität bezahlter Lehrer sitzt, der für uns Studenten anwirbt. Soweit ist es inzwischen gediehen. Gemeinsam können

wir den Kampf um Studenten erfolgreich bestehen, statt hieraus eine Geheimwissenschaft einzelner zu machen. Wir müssen nicht vor Heidelberg, München oder gar Freiburg in die Knie gehen: Wir können die Besten hier bei uns studieren lassen.

Die Studenten sind ein wichtiges Basiskapitel. Wie kommt man an Studenten, die ihre ehrgeizigen Diplom- und Doktorarbeiten machen wollen? Denen muss man nicht nur Laborkapazitäten, sondern auch Arbeitsmöglichkeiten anbieten. Gute Veröffentlichungsmöglichkeiten und ein funktionierendes Netzwerk sollten selbstverständlich sein. Sie müssen alles erreichen können, was sie an Material benötigen. Die optimale Förderung über das gesamte Studium ebenfalls vorausgesetzt. Dies alles können wir gemeinsam bewältigen. Ich kenne viele, die sich genau überlegen, welche Teile in Oldenburg bzw. besser in Bremen erledigt werden sollten. Die dann auch noch genau überlegen: Wo liefern wir das eigentlich ab? Ich kenne auch eine ganze Reihe Doktorarbeiten, für die ein Oldenburger und ein Bremer Professor gemeinsam Gutachten erstellt haben. Wo man richtig hinterher zeigen kann: Ich habe eigentlich an beiden Universitäten meinen Abschluss gemacht. Und das ist gut so. Das ist kein Nachteil. Das ist eine Qualifizierung. Das ist ein intelligentes Umgehen mit Ressourcen.

Dann kommen die vielen Postgraduierten. Wie schaffen wir es, dass diejenigen, die einen guten Abschluss gemacht haben und sich wissenschaftlich weiter qualifizieren wollen, den Universitäten und Hochschulen erhalten bleiben? Hier ist ebenfalls unsere Zusammenarbeit gefragt, um gemeinsam Projekte zu entwickeln und uns bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu beteiligen. Es gilt, gemeinsam Graduiertenkollegs aufzubauen, einschließlich einer stabilen Finanzierung. Früher habe ich ja noch immer über Habilitationsstipendien geredet. Das ist heute nicht mehr so relevant, weil man das jetzt auch ohne Habilitation über Juniorprofessuren machen kann. Aber das Prinzip ist eigentlich ähnlich. Wie

kriefe ich in dieser schwierigen Zeit junge Akademiker, die oft eine Familie haben und alle unterfinanziert sind, weil sie eben noch keine Hochschullehrerstelle haben? Viele von ihnen verlassen die universitäre Laufbahn, weil sie dem ökonomischen Druck nicht stand halten. Wir verlieren damit blitzgescheite und brillante Leute, weil wir keinen Weg finden, sie über diese schwierige Phase hinweg zu finanzieren. Das ist ein dringendes Problem, ein Schlüsselproblem für die Zukunft. Gemeinsam können wir Mittel finden, um sie in dieser beruflichen Qualifikationsphase auf dem Weg zu hervorragenden Hochschullehrern zu unterstützen.

Das können wir übrigens auch in Fachhochschulen gemeinsam machen. Ich beobachte ganz bewusst, wie sie sich dem Universitätsniveau annähern. Der heutige internationale Schwerpunkt mit einjährigem Auslandsaufenthalt lässt sich ja nur noch mit achtsemestrigem Studium bewältigen. Dieses Niveau spiegelt sich inzwischen auch in den Tarifen für Fachhochschul-Absolventen. Ich habe gestern gerade den Bauingenieurs-Fachbereichstag in Deutschland bei uns gehabt. Die sagen: „Endlich haben wir es geschafft, dass die Fachhochschulingenieure mit den Technischen Hochschulen im höheren Dienst gleichermaßen anfangen.“ Das war vorher nicht so. Die fingen immer nur im gehobenen Dienst an. Diese Diskriminierung ist endlich weg. Bei den Fachhochschulen gibt es eine starke Entwicklung und jede Menge intellektuelle Kapazitäten, die man in Kombination mit Universitäten dann in die akademische Laufbahn bringen kann. Das ist keine Sackgasse, sondern da kann es weitergehen. Da brauchen wir unsere Nähe, da brauchen wir das Netz, da brauchen wir diesen Austausch.

Auch im Wettbewerb um gute Hochschullehrer können wir gemeinsam erfolgreicher sein. Schließlich wissen die Hochschullehrer genau, wo sie sich hin bewerben müssen. Deshalb brauchen wir ein Netz, um auf diesem engen Markt ein Segment für uns mobilisieren können.

Nach der Lehre kommt die Forschung. Es muss eine Balance zwischen Ausbildung und Forschung geben, dem eigentlichen Herzstück von Universitäten. Wie kann man Forschungsprojekte protegieren und entwickeln? Ich bin fest davon überzeugt, dass das besser gemeinsam geht. Wir haben inzwischen so etwas wie eine vertragliche Basis, auf der wir das zusammen machen können. 1998, glaube ich, ist das unterschrieben worden. Mein Freund Thomas Oppermann hatte damals für Niedersachsen unterschrieben. Sie haben sich wirklich ganz konkret auf ein enges, abgestimmtes Vorgehen eingelassen. Sie haben unser Hochschulgesetz geändert. Wir haben alles, was 1998 zwischen niedersächsischer und bremischer Hochschulpolitik abgestimmt worden ist, inzwischen in unserem eigenen Hochschulgesetz umgesetzt. Es gibt überhaupt keine Barriere mehr, weder status- noch beamtenrechtlich. Wir tun quasi so, als ob wir keine Landesgrenze zwischen uns hätten.

Wir sind nicht am Anfang, sondern mitten drin. Ich halte hier keine Programmrede, sondern wir sind mitten drin in einem Prozess, der prägend für die Region sein wird und der so etwas wie ein „Projekt Nord-West-Region“ ist. Um dieses europäisch ehrgeizige Projekt zum Laufen zu bringen, brauchen wir die Motoren Wirtschaft, Wissenschaft, Ausbildung, Arbeit und Infrastruktur. Wir brauchen sie, um all die Arbeitslosen in Lohn und Brot zu bringen und dringend nachgefragte Verbesserungen zu realisieren. Das wäre doch eine Zukunft. Und ich verspreche: dann gibt es kein böses Wort mehr über alte Geschichten und alte Ketten über die Weser, dann gehen wir schwesterlich und brüderlich miteinander um.

Ich habe hier einmal eine Veranstaltung erlebt, die hieß „Gilde“, da bin ich mit einem genau so fröhlichen Talent hingekommen wie jetzt zu Ihnen. Ich wollte eigentlich so eine richtige Liebeserklärung an die Regionalpolitik machen. Da hat mein Vorredner genau das Gegenteil gemacht und den Abgrenzungen das Wort geredet. Ich habe das wie heute in Erinnerung, dass der große Saal voll war: alle freuten sich auf das

Essen, aber zuvor mussten die Reden gehalten werden. Und ich habe gemerkt, wie die ganz große Mehrheit – oldenburgische Kaufmannschaft, Ingenieure, Selbständige und ein paar Beamte – aber alles, was gutwillig ist und Oldenburg nach vorne bringen will – wie die wirklich gesagt haben: „Das ist es. Wir gehen zusammen und wir grenzen uns nicht voneinander ab.“

Das möchte ich Ihnen auch heute zu Beginn Ihres akademischen Jahres sagen. Ich wünsche Ihnen dafür viel Erfolg und Mut für Ihre eigenen Initiativen, für Ihre eigenen Projekte. Ich wünsche Ihnen ambitionierte Studenten und Hochschullehrer. Ich wünsche Ihnen einen umsichtigen Präsidenten und eine gnädige Kanzlerin und einen gnädigen Wissenschaftsminister in Hannover, der Ihnen immer die benötigten Mittel bewilligt. Auf meinem Wunschzettel für Sie steht ebenfalls eine gnädige Bundeswissenschaftsministerin, die das, was sie vor der Wahl gesagt hat auch einlöst und nicht vergisst. Und wenn wir das alles bewältigt haben, dann müssen wir weiter wachsen. Dann sind wir nicht Auslaufmodell, sondern die Zukunftsträger und das Modell, mit dem sich die Region zukünftig entwickelt und attraktiv macht. Ich bin sicher, dann kommen die Menschen. Ich erwarte mir hiervon große Entwicklungsperspektiven.

Wir haben einen ganz tollen Unternehmer bei uns in Bremen: Herr Zeyfang hat das Bremer Daimler-Werk gebaut. Ein bemerkenswerter Mensch. Er ist in Stuttgart geboren, wie die meisten Daimler-Leute. Dort ist er aufgewachsen und groß geworden. Nun wohnt er in Bremen und bleibt auch hier. Seinen Worten über unsere Stadt möchte ich mich anschließen: „Die Stuttgarter hatten ihre Entwicklung, haben sie hinter sich, und wir haben die Entwicklung vor uns.“

Der Autor

HENNING SCHERF (1938)

Dr. jur, Bürgermeister und Präsident des Senats der Freien Hansestadt Bremen seit dem 4. Juli 1995.

Studium der Rechts- und Sozialwissenschaften von 1958 bis 1962 in Freiburg, Berlin und Hamburg, 1962-1964 Mitglied der Leitung des Evangelischen Studienwerkes. Erstes und zweites juristisches Staatsexamen in Hamburg, Promotion zum Dr. jur. 1968.

1967 - 1971 Rechtsanwalt in Bremen, Regierungsassessor in Niedersachsen, Justitiar beim Senator für Inneres, Staatsanwalt in Bremen.

1971 - 1978 Mitglied der Bremischen Bürgerschaft. 1972 - 1978 Landesvorsitzender der SPD Bremen und seit 1984 Mitglied des Bundesvorstandes der SPD.

Seit 1978 Mitglied des Senats der Freien Hansestadt Bremen: 1978 - 1979 Senator für Finanzen, 1979 - 1990 Senator für Jugend und Soziales, 1985 - 1991 zusätzlich Bürgermeister und Stellvertreter des Präsidenten des Senats, 1987 kommissarisch Senator für Gesundheit und Sport, 1990 Senator für Bildung, Wissenschaft und Kunst, 1991 Senator für Bildung und Wissenschaft, Senator für kirchliche Angelegenheiten, Senator für Justiz und Verfassung, Senatskommissar für den Datenschutz.

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

Über die Lieferbarkeit der Ausgaben Nr. 1 bis Nr. 118 gibt das Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, Postfach 25 41, 26015 Oldenburg, Tel.: 0441/798-2261, Auskunft.

Nr. 119 Tippelt, Rudolf: Bildung und soziale Milieus. Ergebnisse differentieller Bildungsforschung. - 1999. - 59 S.
ISBN 3-8142-1119-7 € 3,10

Nr. 120 Lühje, Jürgen / Günther-Arndt, Hilke / Krüger, Rainer: Vom Projekt einer Universität zur Universität mit Profil. Zwei Beiträge zur Geschichte der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. - 2000. - 65 S.
ISBN 3-8142-1120-0 € 3,10

Nr. 121 Friedrichs, Jürgen / Nave-Herz, Rosemarie: Familiensoziologie. Zwanzig Jahre Forschungsgruppe Familiensoziologie an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. - 1999. - 51 S.
ISBN 3-8142-1121-9 € 3,10

Nr. 122 Hinz, Renate: War Kaspar Hausers Bildungsgang zum Scheitern verurteilt? Zur Relevanz eines erfahrungsorientierten schulischen Lernens. - 1999. - 29 S.
ISBN 3-8142-1122-7 € 3,10

Nr. 123 von Felden, Heide: Bildung und Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung im Kontext der Bildungsforschung. - 1999. - 55 S.
ISBN 3-8142-1123-5 € 3,10

Nr. 125 Busch, Friedrich W. / Scholz, Wolf-Dieter: Brauchen Familien Leitbilder? - 2000. - 55 S.
ISBN 3-8142-1125-1 € 3,10

Nr. 126 Alles hat seine Zeit. In memoriam Rüdiger Meyenberg. Texte im Abschiedsgottesdienst am 25. August 2000. - 2000. - 25 S.
ISBN 3-8142-1126-X € 3,10

Nr. 127 Michael Daxner: Erziehung im Kosovo. - 2000 - 21. S.
ISBN 3-8142-1127-8 € 3,10

Nr. 128 Schily, Konrad: Regionalisierung und Globalisierung als Herausforderung für die Universitäten der Zukunft. – 2000 – 24 S.

ISBN 3-8142-1128-6 € 3,10

Nr. 129 Busch, Friedrich W. / Scholz, Wolf-Dieter: Familie – Auslaufmodell oder Zukunftsoption? – 2001. – 67 S.

ISBN 3-8142-1129-4 € 3,10

Nr. 130 Hanft, Anke / Wolter, Andrä: Zum Funktionswandel der Hochschulen durch lebenslanges Lernen. Zwei Vorträge in memoriam Wolfgang Schulenberg. – 2001. – 74 S.

ISBN 3-8142-1130-8 € 3,10

Nr. 131 Koerrenz, Ralf: Die Grundlegung der Sozialpädagogik im Alten Israel. – 2001. – 49 S.

ISBN 3-8142-1131-6 € 3,10

Nr. 132 Schulze, Theodor: Die außerordentliche Tatsache des Lernens. Jörg Schlee zum 60. Geburtstag. – 2001. – 41. S.

ISBN 3-8142-1132-4 € 3,10

Nr. 133 Bogus³awski, A. / Grübel, R. / Grubitzsch, S. / Hentschel, G.: Reflexionen über die Definierbarkeit des Wissens. Beiträge zur Ehrenpromotion von Andrzej Bogus³awski. – 2001. – 47 S.

ISBN 3-8142-1133-2 € 3,10

Nr. 134 Braun, Christina von: Säkularisierung und Sexualwissenschaft. – 2002. – 37 S.

ISBN 3-8142-1134-0 € 3,10

Nr. 135 Schneewind, Klaus A. / Brühl, Dieter / Hellbusch, Juditha: Globalisierung und Familie. Zwei Vorträge. – 2002. – 70 S.

ISBN 3-8142-1135-9 € 3,10

Nr. 136 Fricke, Hans: Quastenflosser, Gaia's Welt und unsere Verantwortung. Zum 60. Geburtstag von Ulrich Kattmann und Ekkehard Vareschi. – 2002. – 27 S.

ISBN 3-8142-1136-7 € 3,10

Nr. 137 Lauterbach, Wolfgang: Armut in Deutschland und mögliche Folgen für Familien und Kinder. – 2002. – 35 S.

ISBN 3-8142-1137-5 € 3,10

Nr. 138 von Felden, Heide: Zur aktuellen Relevanz der Bildungsvorstellungen Wilhelm von Humboldts. – 2003. – 35 S.

ISBN 3-8142-1138-3 € 3,10